

Nr. 11. **Posen, den 13. März.** **1892.**

Eine Künstlerin.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Der mit furchtlosem Nachdruck ausgesprochene Vorwurf hatte den jungen Edelmann ersichtlich doch empfindlich getroffen. Er schwieg Sekunden lang und sagte dann mit einer erkünstelten Leichtigkeit des Tons:

„Wie tragisch Du dies alles nimmst, Herbert! Und ich war wirklich nahe daran, mich von Deinem Beispiel anstecken zu lassen. Gesetzt auch, ich empfände eine kleine Schwäche für diese schöne Frau, — und daß sie verführerisch schön ist, hast Du selber ja zugestanden! — ist es darum nothwendig, mich wie einen armen Sünder oder wie ein verirrtes Schäfchen zu behandeln? Diese flüchtige Tändelei wird mich nicht abhalten, Elfrieden über Jahr und Tag ein musterhafter Gatte zu sein."

Es schien, als habe er seine Rede mit einem frivolen Scherz beenden wollen; aber er verstummte vor dem zürnenden und durchdringenden Blick, welchen sein Begleiter auf ihn richtete.

„Ist es bereits dahin mit Dir gekommen, Kurt? Hast Du den traurigen Muth, den schimpflichsten Betrug, welcher jemals gegen ein ahnungsloses, kindlich vertrauendes Mädchen verübt worden ist, mit einer brutalen Frivolität vor Deinem eigenen Gewissen zu entschuldigen? Dann habe ich allerdings über diesen Gegenstand nichts weiter mit Dir zu reden. Vielleicht kehrt Dir die Vernunft zurück, wenn der Rausch verflogen ist, unter dessen Wirkung Du jetzt noch stehst. Jedenfalls aber werde ich handeln, ohne erst das Erwachen Deiner besseren Natur abzuwarten."

Sie waren an dem Thore angelangt, zwischen dessen hohe Sandsteinsäulen hindurch sich unaufhörlich der bunte Strom heimkehrender Vergnügungszügler wälzte. Jeder lebhaft geführte Streit hätte hier nothwendig die Aufmerksamkeit Anderer erregen müssen und Treuenfels mußte die heftige Entgegnung, welche ihm auf den Lippen schwebte, darum wohl oder übel unterdrücken. Mit einem stummen, frostigen Gruß trennten sich die beiden Freunde und es war ein keineswegs wohlwollender Blick, welchen Treuenfels dem in das Menschengewühl eintauchenden Grafen nachsandte.

„Eine Hochstaplerin!" murmelte er, während sich seine Lippen verächtlich kräuselten. „Pah! Welch eine wahnwitzige Narrheit! Ich würde mich mit meinem eigenen Wappenschilde für die Reinheit ihres Blutes verbürgen."

II.

Kaum vier Wochen vor jenem bedeutsamen Renntage, an welchem er die Bekanntschaft des Mexikaners und seiner schönen Gemahlin gemacht, hatte sich Kurt von Treuenfels mit Elfriede von Berka, einer jungen Dame aus alter, aber wenig begüterter Familie, verlobt. Eine kurze, fast nur nach Tagen zu zählende Bekanntschaft war diesem für das ganze Leben geschlossenen Bunde voraufgegangen und Treuenfels war bei seiner Werbung nur einem jener raschen Entschlüsse gefolgt, welche die Impulse aller seiner Handlungen zu sein pflegten.

Elfriede war seit Jahren verwaist und lebte in stiller Zurückgezogenheit unter dem Schutze ihrer Großmutter, der Freifrau Hersilie von Berka. Die beiden Damen hatten nur wenige Freunde in der Millionenstadt; aber der treueste und hingebendste unter ihnen war unzweifelhaft Graf Herbert Jenison. Mit der achtungsvollen Bescheidenheit eines Sohnes kam er der greisen Freifrau entgegen, und zwischen Elfriede und ihm bestand ein nahezu geschwisterliches Verhältniß. Das liebliche, kaum achtzehnjährige Kind, welches in der Einsamkeit eines so stillen Haushaltes, wie es derjenige der Frau von Berka war, von dem Getriebe der Welt, von ihren Kämpfen und Kümmernissen kaum eine unbestimmte Vorstellung empfing, sah zu dem etwa dreißigjährigen Manne mit unbegrenztem, ehrerbietigem Vertrauen empor, und Jenison's milder Ernst, sein von Grund aus edler Charakter waren den beiden schutzlosen Frauen eine starke Stütze in manchem Zweifel und in mancher kleinen Sorge des Lebens.

Niemals hatte Herbert durch ein Wort oder auch nur durch einen Blick verrathen, daß in seinem Herzen eine wärmere Empfindung als diejenige reinster und uneigennützigster Freundschaft für Elfriede lebe, und der unberührten Seele des jungen Mädchens schien das beseligende Wunder der Liebe noch nicht offenbar geworden zu sein. Die kränkliche Großmutter, welche mit Bangen an die Stunde dachte, da sie ihren Liebling allein in der Welt zurücklassen müsse, mochte wohl im Stillen wünschen, daß ein stärkeres und festeres Band als dasjenige geschwisterlicher Zuneigung die beiden jugendlichen Menschenkinder mit einander verknüpfen möge; aber sie hütete sich wohl, diesem Gedanken jemals einen Ausdruck zu geben, und sie wußte ja auch, daß Graf Jenison, welcher selbst nur ein mäßiges Vermögen besaß, sehr leicht ungleich glänzendere Partien machen konnte, als es die fast mittellose Elfriede von Berka war.

Eines Tages hatte Herbert von der alten Dame die Erlaubniß erbeten, seinen besten Freund, den Baron Kurt von Treuenfels, in ihr Haus einzuführen, und dem ersten Besuche des liebenswürdigen jungen Kavaliers in der stillen Wohnung

war sehr bald ein zweiter und dritter gefolgt. Es unterlag keinem Zweifel, daß Elfriedens sanfte Schönheit einen tiefen Eindruck auf Kurt gemacht habe, und diese Thatsache entging dem Grafen Jenison ebensowenig als der alten Frau von Berka. Und in dem Benehmen des Ersteren trat von diesem Augenblick an eine auffallende Veränderung ein. Er wurde schweigsamer und zurückhaltender, als er je zuvor gewesen war, so daß es schien, als vermeide er absichtlich, den Bemühungen Kurt's um die Gunst des Fräulein von Berka im Wege zu sein. Und in der Brust der Großmutter regten sich bei ihrer Wahrnehmung die freudigsten Hoffnungen. Kurt von Treuenfels war nicht nur ein schöner und glänzender Kavalier, der in seiner Persönlichkeit Alles vereinigte, was das Herz eines Mädchens beglücken konnte, sondern er war auch der unumschränkte Gebieter eines großen Vermögens, so daß seiner künftigen Gemahlin aller menschlichen Voraussicht nach ein beneidenswerthes Schicksal harrte. Es war darum verzeihlich genug, wenn sie dem Verehrer Elfriedens mit besonderer Liebenswürdigkeit begegnete, und wenn sie in dem jungen Mädchen selbst eine recht günstige Meinung von ihm zu erwecken versuchte. Auf eine so rasche Entwicklung der Dinge aber, wie sie nun wirklich vor sich ging, war sie nicht gefaßt gewesen, und sie hatte vor lauter freudiger Ueberraschung kaum ein Wort der Erwiderung gefunden, als Treuenfels eines Tages vor sie hingetreten war, um in aller Form die Hand ihrer Enkelin zu erbitten. Natürlich hatte sie für ihre eigene Person nicht daran gedacht, irgend welche Einwendungen zu erheben und Elfriede — nun, sie war eben immer ein folgsames, leicht zu lenkendes Kind gewesen, das niemals einen anderen Willen gehabt hatte, als die Eltern und die Großmutter. Wohl schien sie mehr erschreckt als erfreut, da sie von Kurt's Bewerbung vernahm, denn wenn sie auch gewiß war, daß sie ihn recht gern erscheinen sah, hatte sie doch eine unbestimmte Empfindung, daß es nicht die wahre und echte, die von den Dichtern besungene und von den Künstlern verherrlichte Liebe sei, was sie da für ihn fühle. Aber sie schenkte den gut gemeinten Ueberredungsversuchen der Frau von Berka nichtsdestoweniger leicht genug Gehör, und noch an dem nämlichen Tage durfte Kurt von Treuenfels den Verlobungskuß auf ihre bebenden Lippen drücken.

Und als das Erwartete eine vollzogene Thatsache geworden war, erschien Graf Herbert Jenison als der Erste, um ihr seine Glückwünsche auszusprechen. Er war vielleicht noch ernster als sonst, ja, er sah sogar merklich angegriffen aus, aber die milde Freundlichkeit seines Wesens hatte keine Veränderung erfahren. Von nun an erschien er wieder regelmäßig in dem stillen Hause der Frau von Berka, und es war seltsam genug, daß Elfriede seinem Kommen stets mit viel freudigerer Erwartung entgegensah, als demjenigen ihres Verlobten.

Der Letztere war während der ersten Wochen ein täglicher Gast, und er wurde nicht müde, sich und der Geliebten das Glück ihrer künftigen Ehe in den glühendsten Farben auszumalen. Unaufhörlich drängte er auf möglichste Beschleunigung der Hochzeit und es konnte ihn ernstlich verstimmen, wenn ihm Frau von Berka in ihrer würdigen und ruhigen Weise auseinandersetzte, daß man aus schuldiger Rücksicht gegen die Welt mindestens ein halbes Jahr warten müsse.

Plötzlich aber, und wie mit einem Zauberschlage, hatte sich das Alles geändert. Es vergingen oft drei und vier Tage hinter einander, ohne daß Kurt erschienen wäre. Er entschuldigte sein Fernbleiben mit allerlei nichtigen Vorwänden, und wenn er dann endlich kam, war er unruhig, zerstreut und augenscheinlich von dem Wunsche erfüllt, möglichst bald wieder loszukommen. Seine Zärtlichkeit gegen Elfriede hatte etwas Gezwungenes, und es kam ihm nicht mehr in den Sinn, auf eine Abkürzung ihrer Brautzeit zu drängen. Auch sah er matt und angegriffen aus, wie Jemand, der ein ausschweifendes Leben führt oder der von einem heftigen inneren Zwiespalt gequält wird. Frau von Berka beobachtete alle diese befremdlichen Erscheinungen mit wachsender Sorge; aber sie lernte gerade jetzt den Besitz eines wahren Freundes seinem vollen Werthe nach schätzen. Graf Jenison war unablässig bemüht, ihre Zweifel und Besorgnisse durch seinen beruhigenden Zuspruch zu zerstreuen. Er suchte immer neue Erklärungen für das räthselhafte Betragen seines Freundes, wenn er es auch geflissentlich vermied, im Berka'schen Hause mit ihm zusammenzutreffen. Auch that er Alles, was in seinen Kräften stand, um in dem Herzen Elfriedens auch nicht den leisesten Argwohn des wahren Sachverhaltes aufkommen zu lassen; aber es hätte dazu wahrlich keiner besonderen Anstrengungen bedurft, da ein Vorbedacht, welcher der Wirklichkeit nahe gekommen wäre, ihrem reinen Gemüth völlig fremd war. Sie schien unter der Vernachlässigung durch ihren Verlobten nicht einmal besonders stark zu leiden, und sie war in seiner Abwesenheit jedenfalls viel unbefangener und heiterer, als wenn er zugegen war.

Aber ihrem theilnehmenden Auge entging es nicht, daß auf Herbert's Stirne jetzt öfter ein trüber Schatten erschien, und daß ihn eine ernste Sorge mit jedem Tage dringender und peinigender zu beschäftigen schien.

Eine Abends, an welchem Frau von Berka durch einen Besuch für eine Weile abgerufen worden war, überwand Elfriede ihre gewöhnliche Schüchternheit so weit, ihn offen um die Ursache seiner Verstimmung zu befragen. Es war in der Zeit der Dämmerung, und sie standen neben einander in der Nische des auf die einsame Straße hinausgehenden Fensters. Der Himmel war von trübem Grau verschleiert, und die kümmerlichen Bäume, mit denen die Straße bepflanzt war, begannen sich herbstlich zu färben. Hie und da hatte der Wind die welken Blätter bereits zu kleinen, unansehnlichen Häuflein zusammengetrieben. Es lag etwas wie die schwermüthige Stimmung einer Scheidestunde über dem ganzen Bilde, und es war begreiflich genug, daß das junge Menschenpaar bei der Betrachtung desselben unwillkürlich von dieser Stimmung beeinflußt wurde.

Die unerwartete Frage Elfriedens hatte den Grafen für einen Moment in Verwirrung gesetzt; aber er bezwang sich rasch und versuchte, einen möglichst leichten Ton anzuschlagen, indem er erwiderte:

„Ich dachte eben daran, daß ich vielleicht schon in wenigen Tagen zum letzten Mal in diesen traulichen Räumen weilen werde, und ich leugne nicht, daß es mir dabei etwas schwer ums Herz wurde."

Elfriede sah erschrocken zu ihm auf. Alle Farbe war aus ihren Wangen entwichen.

„Zum letzten Mal, Herr Graf Jenison?" fragte sie mit bebender Stimme. „Sie denken doch nicht daran, die Hauptstadt zu verlassen?"

„Die Pflichten meines Berufes zwingen mich dazu. Meine Versetzung nach München steht unmittelbar bevor."

„Aber wie konnte das geschehen? Sagten Sie selbst nicht noch vor wenig Monaten, an Ihre Versetzung sei während der nächsten Jahre gar nicht zu denken?"

„Allerdings — und ich sprach die Wahrheit. Meine hohen Vorgesetzen würden mir kaum einen anderen Posten angewiesen haben, wenn ich selber nicht darum nachgesucht hätte."

In den schönen Augen des jungen Mädchens schimmerte es feucht; aber das ungewisse Licht der Abenddämmerung verhinderte Herbert, es wahrzunehmen. Er hörte nur den wehmüthig schmerzlichen Klang ihrer weichen Stimme, als sie im Ton eines sanften Vorwurfs sagte:

„Das war nicht edel gehandelt, Graf Jenison! Sie versprachen einst, daß Sie uns nicht früher verlassen würden, als bis die Umstände Sie gebieterisch dazu zwingen."

Herbert schaute düster in das herbstliche Straßenbild hinaus. Er hatte einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen, aber er sagte sich, daß er um seiner eigenen Ehre willen Sieger bleiben müsse in diesem Kampf.

„Und solche Umstände sind jetzt eingetreten, Fräulein Elfriede," sagte er nach einem kleinen Schweigen. „Erlassen Sie es mir, Ihnen dieselben zu nennen, ich würde damit nur eine kaum vernarbte Wunde von Neuem aufreißen müssen. Aber auch hier haben sich inzwischen die Verhältnisse geändert. Sie und Frau von Berka bedürfen meines Beistandes nicht mehr, seitdem Ihr Verlobter allein dazu berufen ist, Ihnen ein Beschützer zu sein."

„Sollen wir darum den Freund verlieren müssen?" fragte sie traurig. „Ich weiß kaum, wie ich mir die Gestaltung unseres Lebens vorstellen soll, wenn Sie fern von uns sind."

„In dem jungen Glück Ihrer Liebe werden Sie mich bald vergessen haben, Fräulein Elfriede!"

„In dem Glück meiner Liebe?" Sie schüttelte ein wenig das Köpfchen, und über ihre schlanke Gestalt ging ein Erbeben, wie wenn ihr plötzlich eine Erkenntniß gekommen wäre, welche sie mit Grauen erfüllte. „Ich werde mich sehr einsam fühlen, wenn Sie gegangen sind, Graf Jenison."

Es wäre nicht eben schwer gewesen, die rechte Deutung für ihre Worte zu finden; aber Herbert bemühte sich absichtlich, ihnen eine andere zu geben.

„Es ist das seltsame Benehmen meines Freundes, das Sie betrübt, und das Ihnen diese Empfindung der Vereinsamung erweckt," sagte er, „aber Sie dürfen gewiß sein, daß sich das bald ändern und daß er mit der ganzen Fülle seiner Liebe zu Ihnen zurückkehren wird."

Elfriede machte eine ungeduldige Bewegung, fast als wenn sie erwidern wollte: Mich verlangt gar nicht danach! Aber in diesem Augenblick setzte der Wiedereintritt der Frau von Berka ihrem Gespräch ein Ende. Es war seltsam genug, daß wie auf Verabredung Keines von Beiden der alten Dame gegenüber den Gegenstand und die Veranlassung der eben geführten Unterhaltung erwähnte; es war, als ob sie sich nicht die Kraft zutrauten, diese Dinge noch einmal und in Gegenwart eines Dritten zu erörtern. Früher als sonst brach Graf Jenison auf und er mußte bei seinem Weggange aus dem Munde der Frau von Berka noch ein bitteres Wort über seinen Freund vernehmen, der auch an diesem Tage und zwar ohne jede Entschuldigung und Erklärung ausgeblieben war. Als er mit gefurchter Stirne die Treppe hinabstieg, sagte er vor sich hin:

„Die teuflische Schönheit dieses Weibes hält ihn wie mit eisernen Ketten fest und sie wird ihm seine Freiheit nicht früher zurückgeben, als bis er ihr sein Vermögen und sein Lebensglück geopfert hat. Hätte ich das voraussehen können, so wäre es wahrlich besser gewesen, wenn ich — — doch nein, er ist es, den Elfriede liebt, und mit Rücksicht auf das glänzende Loos, welches er ihr zu bieten hatte, war es ein Gebot der Ehre für mich, ihm den Vorrang zu lassen."

Als Jenison aus dem stillen Stadtviertel in eine der lebhafter frequentirten Straßen einbog, wurde er von einem alten Herrn mit scharf ausgeprägtem, klugem Gesicht, der ihm entgegenkam, freundlich gegrüßt.

„Nun, Herr Graf, was machen unsere Mexikaner?" redete er ihn halb scherzend an. „Sind Sie hinsichtlich ihrer Echtheit noch immer nicht ganz beruhigt?"

„Weniger als jemals, Herr Polizeirath," war Jenisons ernste Entgegnung. „Wenn meine Ueberzeugung von dem Industrieritterthum dieses Obersten Miramon nicht von vornherein eine unerschütterliche gewesen wäre, so würde sie es durch meine späteren Beobachtungen geworden sein."

„Es ist ja keineswegs unmöglich, daß Sie Recht haben; aber wenn der Mexikaner und seine himmlische Gemahlin wirklich Hochstapler sind, so sind sie von jener allergefährlichsten Sorte, der man nicht so leicht beikommen kann. Vorläufig habe ich alle Mittel erschöpft, die dazu dienen konnten, uns über ihre Persönlichkeiten aufzuklären. Unter einem Vorwande und in der höflichsten Form habe ich mir genauen Einblick in ihre Legitimationspapiere verschafft und dieselben in vollkommener Ordnung befunden; ja ich habe noch mehr gethan und eine telegraphische Anfrage an die Behörden der mexikanischen Hauptstadt veranlaßt, um von dort aus volle Klarheit zu erlangen. Die Antwort ist bereits eingegangen und sie lautete dahin, daß ein Neffe des erschossenen Generals Miramon in der That existirt und sich seit längerer Zeit in Europa aufhält, doch sei man außer Stande, nähere Angaben über denselben zu machen. Damit müssen wir's uns nun vorläufig genügen lassen und müssen abwarten, bis uns der Herr Oberst, den wir natürlich im Auge behalten werden, durch eine Unvorsichtigkeit Gelegenheit giebt, uns etwas näher mit seiner werthen Person zu befassen."

„Und ist eine solche Gelegenheit nicht schon jetzt vorhanden? Soll man es wirklich erst geschehen lassen, daß ein verblendeter Kavalier durch dies Gaunerpaar um seine Ehre und um sein Vermögen gebracht werde?"

Der Polizeirath wurde aufmerksamer.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, sich etwas deutlicher zu erklären, Herr Graf?" sagte er.

„Gewisse Rücksichten verbieten mir, einen Namen zu nennen, aber für die Thatsachen selbst kann ich mich durchaus verbürgen. Einer meiner Freunde ist mit Leib und Seele in die Netze der Madame Céleste Miramon gefallen, und abgesehen davon, daß sie sich die verschwenderischsten Geschenke von ihm machen läßt, benutzt ihr Herr Gemahl, der natürlich von Allem unterrichtet ist, die Situation, um dem Gefesselten Tag für Tag fabelhafte Summen im Spiel abzunehmen."

„Hm! In den Salons des Herrn Obersten wird also gespielt?"

„Nicht in der gewöhnlichen Weise, das heißt, es finden sich niemals größere Gesellschaften zu diesem Zwecke zusammen. Don Miramon befolgt augenscheinlich die Praxis, ein Opfer nach dem andern abzuschlachten und das gegenwärtige ist ergiebig genug, um für eine gute Weile vorzuhalten."

„Es handelt sich demnach stets nur um ein Spiel zu Zweien?"

„Fast immer; denn ich nehme nur gelegentlich einmal daran Theil, wenn ich von der thörichten Hoffnung erfaßt werde, irgend einem geheimen Kunstgriff des unfehlbar gewinnenden Mexikaners auf die Spur zu kommen."

„Sie selbst, Herr Graf, gehören also zu den regelmäßigen Besuchern des Ehepaares?"

„Ja! Das Interesse für meinen bedauernswerthen Freund veranlaßt mich dazu, obwohl mich das Treiben in jenem Hause unsäglich anwidert."

„Nun wohl, so ist also Hoffnung vorhanden, daß wir rechtzeitig unterrichtet sein werden, wenn irgend etwas geschieht, das uns einen stichhaltigen Grund zum Einschreitrn abgeben kann. Vorläufig — und es thut mir leid, ihnen das sagen zu müssen, Herr Graf! — vorläufig ist ein solcher Grund allerdings nicht vorhanden. Daß ein musterhafter Ehemann dem Liebhaber seiner Frau das Geld im Spiel abnimmt, ist moralisch gewiß höchst verwerflich, aber nach dem Gesetz nicht ohne Weiteres strafbar, und es kommt leider auch in viel höheren Kreisen und bei solchen Leuten vor, deren Vornehmheit, soweit es sich um ihre Abstammung handelt, keinem Zweifel unterliegt. Ist aber der Oberst wirklich unecht und nichts als ein gewöhnlicher Betrüger, so wird er sich gewiß selber an das Messer liefern, wenn ihn seine ersten mühelosen Erfolge erst zuversichtlich und übermüthig gemacht haben. Im Interesse Ihres Freundes sollte es mir lieb sein, wenn das recht bald geschähe!"

Dem Grafen klang diese Vertröstung, mit welcher sich der Polizeirath verabschiedete, nicht sonderlich ermuthigend, aber er konnte sich bei ruhiger Ueberlegung nicht verhehlen, daß der Beamte Recht habe und daß ihm das bisherige Verhalten Don Miramons und seiner schönen Gemahlin keine Veranlassung gebe, mit dem kompromittirenden Apparat einer polizeilichen Untersuchung gegen sie einzuschreiten. Und mit Jenisons bevorstehender Versetzung mußte dann auch die letzte Hoffnung zusammenbrechen, dem Verderben noch rechtzeitig Einhalt zu gebieten. Herbert beklagte die Uebereilung, mit welcher er gleich nach Elfriedens Verlöbniß diese Versetzung selbst beantragt hatte, auf das Tiefste; aber es war jetzt nichts mehr daran zu ändern und sobald die Verfügung von höchster Stelle eintraf, mußte er sich unverzüglich zur Abreise vorbereiten.

III.

Ein feiner, aromatischer Wohlgeruch, welcher schmeichelnd und sanft berauschend auf die Sinne wirkte, erfüllte die eleganten Gemächer Don Miramons. Es war zehn Uhr Abends, und man befand sich wie gewöhnlich im engsten und vertraulichsten Kreise. Außer den beiden liebenswürdigen Wirthen war Niemand zugegen, als Baron Kurt von Treuenfels und Graf Herbert Jenison, die erklärten Freunde des Hauses. Sie begegneten sich fast alltäglich in den luxuriösen Salons der Madame Miramon, und sie behandelten einander mit kühler Höflichkeit, obwohl Treuenfels die Absichten des Grafen gut genug durchschaute und obwohl er darum oft Mühe hatte, seinen Verdruß über die lästige Ueberwachung zu verbergen. Hätte Herbert noch einmal den Versuch gemacht, ihm ins Gewissen zu reden, so wäre eine heftige Auseinandersetzung von unberechenbaren Folgen wohl kaum zu vermeiden gewesen; aber der Attaché war klug genug, jeder Erörterung des peinlichen Gegenstandes geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Auch der Mexikaner hatte an dem Erscheinen des ernsten jungen Mannes mit den

klaren, durchdringenden Augen ersichtlich nur sehr geringe Freude. Jenison spielte selten und dann jedesmal mit so kühler Vorsicht, daß er niemals größere Verluste erlitt. Darum würde Oberst Miramon, dessen Manieren nicht immer die besten waren, dem Grafen vielleicht längst zu verstehen gegeben haben, daß seine Besuche immerhin etwas weniger häufig sein könnten, wenn Herbert nicht in der schönen Céleste eine Gönnerin besessen hätte, die ihn mit wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit behandelte.

Auch an diesem Abend saß er ihr in dem kleinen, lauschigen Boudoir gegenüber, während Treuenfels mit widerwilligem Zögern der Einladung des Obersten zu einem harmlosen Spielchen gefolgt war. Céleste duldete nicht, daß in ihrem Gesichtskreis eine Karte zum Vorschein kam, und so lange ihn Don Benito in dem abgelegenen Herrenzimmer am Spieltische festhielt, mußte Kurt zu seinem Schmerz auf die beglückende Gesellschaft des schönen Weibes verzichten. Aber trotz dieser Entbehrung und trotz seiner unaufhörlichen Verluste hatte er niemals den Muth, eine Aufforderung des Mexikaners abzulehnen. Er war so fest überzeugt, daß Jener nichts von seinen heimlichen Beziehungen zu Céleste ahne, und er fürchtete so sehr, sie durch ein verdächtiges Benehmen in den Augen ihres Gatten zu kompromittiren, daß er um dieser Einbildung willen unbedenklich die empfindlichsten Opfer brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Was der Mond erzählt.

Von A. von Hahn.

Wenn meine glänzende Konkurrentin zur Ruhe gegangen, dann trete ich aus den wohlthätigen Wolkenschleiern hervor, die mich vor ihrer zudringlichen Keckheit bergen, mit der sie mein bleiches Antlitz versengt. Freundlich grüßen mich die Sterne, und die Erde, die treue Genossin, streckt mir verlangend ihre Arme entgegen, erschließt mir ihre Wälder und Haine, daß ich mit meinen Silberstrahlen eintreten kann in ihre lauschigen Winkel, denn die alte erfahrene Freundin weiß, wie gern ich ihre Kinder belausche und wie gern wiederum diese mich aufsuchen, daß sie mir zugethan sind wie einem vertrauten Freunde, der ihre Leiden und Freuden versteht und theilt.

Ich habe Welten werden und vergehen sehen; seit Jahrtausenden begleite ich meine Gefährtin auf ihren Rundreisen um unsere prahlerische Herrscherin, aber erst, wenn diese in ihr goldenes Bad steigt, wenn sie in die strahlenden Fluthen ihres eigenen Seins versinkt, wage ich mich hervor, neige mich sehnsuchtsvoll der Erde zu, küsse sie sanft, die meine Liebkosung nach der glühenden Umarmung der Sonne wie eine Labsal empfängt, und sie hüllt mich verschämt in ihre bergenden Schleier, daß wir unbelauscht kosen können. Dann zeigt sie mir ihr großes Bilderbuch mit den immer wechselnden Scenen, in welchem die Menschen als lebende Figuren stehen.

* * *

Heut sah ich einen kleinen Knaben vor dem hellstrahlenden Fenster eines eleganten Hauses stehen. Er hatte sich auf die Zehen gehoben und seine blaugefrorenen Händchen hielten sich an der steinernen Kante unterhalb des Fensters fest, sehnsüchtig und begierig blickten seine runden Augen durch die Spiegelscheiben. Was lockte ihn? neugierig lugte ich über seine Schulter.

Da drinnen im hellstrahlenden Salon stand ein kleines Pärchen sich gegenüber, ein hübscher Knabe und ein schön geputztes zartes Mädchen. Sie hielt ein Stück Kuchen im zierlichen Händchen und behaglich fuhr sie mit der kleinen rosigen Zunge darüber hin. Wenn sie über die ganze Fläche gelangt war, dann reichte sie die feuchtschimmernde Leckerei ihrem kleinen Kavalier hin, der dasselbe Manöver mit der gleichen Andacht ausübte, bis der Zuckerschaum, der bei dieser doppelten Schwelgerei schnell zerschmolz, verschwunden war. „Ach, könnte ich doch einmal mitlecken," seufzte der kleine Zuschauer draußen.

* * *

An der nächsten Straßenecke erscheinen zwei zierliche Mädchen, geflügelten Schrittes eilen sie hin über die Straße, — da — an der Ecke stoßen sie fast mit einem jungen Mann zusammen, das Antlitz der schlanken Blondine taucht sich in glühendes Roth, als der stattliche Mann den Hut zieht und mit vielsagendem Gruß zur Seite tritt. Das fünfte Mal trifft sie ihn nun an derselben Stelle, das ist kein Zufall, denkt sie beglückt, und das begehrliche Herz hämmert den Takt zu einem Lied ohne Worte.

„War er's, Klara?" fragte die junge Genossin neugierig, und als das närrische Mädchen anstatt zu antworten, verklärt zu mir heraufsieht, als wolle sie auf meinem Antlitz eine beglückende Verkündigung lesen, setzt sie neckend hinzu: „Du bist verliebt!"

Mit kecker Hand griff sie hinein in die große Seelenharfe und machte alle Saiten erklingen, daß sie in harmonischem Durcheinander das eine Wort in tausend Variationen summten! Verliebt — verliebt!

Der Schnee, — die Luft, alles lauscht übermüthig der Offenbarung, neckisch und indiskret pfeift ihr der Wind in's Ohr: Verliebt! — Die Schneeflocken flirren das Tanzpoem in ihr glühendes Gesichtchen: Verliebt, verliebt!

* * *

Ich gleite weiter über Schneewolken hin. Unten im Park drängten sich die Leute von der Eisbahn nach der Stadt. Ein elegantes Mädchen und der sporenklirrende Lieutenant lösen sich aus der Menge und wie einem inneren Drang gehorchend, schlagen sie einen einsamen Seitenpfad ein. Sie weiß, es ist dies gegen den guten Ton, aber was fragt ein verliebtes Mädchen nach dem guten Ton, wenn es ihm in der eignen Brust so herrlich singt und klingt. So schreiten die beiden jungen Menschenkinder neben einander her, beider Herzen gehen im gleichen Takt und in ihrer geheimen Sprache erzählen sie einander, wie lange sie nun eigentlich schon auf diesen „großen Moment" gewartet und wie schön es sei, wenn zwei junge Herzen einander begegnen, und daß die Augen, die losen Schelme, schon oft dergleichen Manöver ausgeführt, und wann wohl nun endlich die Lippen einander ihre kleine Geschichte erzählen würden in ihrer ausdrucksvollen Sprache, dem Volapük der Liebe. Sie hatten nicht bemerkt, wie die Sonne, die arge Buhlerin, noch mit den letzten Strahlen den Schnee mit heißen Anträgen belästigte, der wie ein rechter Lebemann, nach seinem tollen Treiben mit vielen tausend Flocken auf seiner lustigen Lebensfahrt aus den Wolken herab, sich nach wohlverdienter Ruhe sehnte. Sie hören auch nicht die wundersamen Geschichten, die sich die Wolken zuraunen, — sollten sie auch mich übersehen? — breit dränge ich mich durch die kahlen Aeste und male zauberische Reflexe auf den krystallenen Weg, breche mich in Silberstrahlen auf dem schneebelasteten, glitzernden Geäst zu beiden Seiten des Weges und — habe gesiegt. Die Beiden bleiben stehen, heben die Augen zu meiner Silberfluth empor und dann versenken sie sie gegenseitig ineinander, tief, tief ergründen sich die Sterne; sie reichen sich die Hände, — jauchzend zieht er sie an sich, — und in langem, heißem Kuß, der tausend neue Räthsel heraufbeschwört, löst er die Siegel von einem süßen Geheimniß. —

* * *

Diskret ziehe ich mich zurück. Weit drüben, hoch oben, im vierten Stock, flimmert ein Licht so ängstlich, als zitterte es um eine verlorene Seele, schnell schwebe ich hinüber und luge durch die Scheiben.

„Sei heut lieb, Herze," sagt der große blonde Mann und zieht das erblaßte Mädchen neben sich auf's Sopha, hegt es und drückt ihm unzählige, feurige Küsse auf Mund und Wangen. „Sieh, was ich Dir mitgebracht," unterbricht er sein zärtliches Thun und zieht ein Etui aus der Tasche, wenn Dir's gefällt, dann trag's zum Zeichen unserer Liebe. Während sie den Deckel zurückschlägt und betroffen die herrlichen Steine bewundert, entkorkt er eine der Flaschen, die der Marqueur soeben bringt, und füllt die beiden Gläser, daß der Sekt schäumend über den Rand perlt. „Kling, kling!" „Kleiner Aff!" trällern die Spitzgläser spöttisch und neckische Kobolde drinnen erzählen einander die alte Geschichte mit dem pikanten Anfang und dem brutalen Ende. —

* * *

Leise schwebe ich über die Häuser hinweg, zur Stadt hinaus bis zu jenem Garten, wo gespenstisch weiße Kreuze scharf markirt aus dem Dunkel hervorleuchten. Ein junges Weib kniet verzweifelt am Grabe ihres Lieblings; er war Alles gewesen, was sie aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet. Enttäuscht, betrogen hatte sie die verrathenen Empfindungen ihres Herzens auf dies kleine Wesen konzentrirt, alles Leid war nach und nach in der Mutterliebe untergegangen. Da zerstörte eine grausame Sturmfluth den mühselig erbauten Hafen, in den sich ihr zertretenes Herz geflüchtet — am Morgen noch hielt sie ein frohzappelndes Kindchen im Arme und Abends drückt sie die kleine starre Leiche an ihr blutendes Herz. Ihr Leid gipfelt in einem einzigen, anklagenden Aufschrei zum Himmel, mit dem sie sich von ihm lossagt; dann wendet sich ihr Schmerz in dumpfbrütende Verzweiflung. — —

* * *

Hui — pfeift der Wind durch die Baumkronen und treibt mir eine Schneewolke in's Antlitz, daß ich geblendet zurückfahre, und als ich mich wieder gesammelt habe, hat sich die Erde in graue Schleierwolken gehüllt und das Buch geschlossen. . . .

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.